

EVELYNE
ASCHWANDEN

Licht herz



Weltbild

Lichterz

Evelyne Aschwanden

Geboren wurde Evelyne Aschwanden im warmen Sommer 1996 in einem kleinen Bergdorf im Herzen der Schweiz, das sie meist liebevoll als das »Ende der Welt« betitelt. Dort wuchs sie mit drei jüngeren Geschwistern, zwei Katzen und dem alltäglichen Gemimmel von Kuhglocken auf. Schon früh wusste Evelyne, dass sie Schriftstellerin werden will. Mit diesem Ziel vor Augen begann sie, ihre eigenen Geschichten aufzuschreiben und mit anderen zu teilen. Seit 2017 schreibt sie spannende Fantasy-Bücher für Jugendliche und junge Erwachsene und lässt ihre Leserinnen und Leser regelmäßig in fantastische Welten abtauchen.

Evelyne Aschwanden

Lichtherz

Energiewandler-Chroniken Band 1

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright © 2020 by Evelyne Aschwanden
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel, Teising
Umschlagmotiv: © Rekha Garton / Trevillion Images
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-889-6

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für alle, die gerade kämpfen. Euer Licht brennt selbst
in der dunkelsten Finsternis.*

»Bist du noch da?«

Ich ließ das Licht meiner Taschenlampe durch die Dunkelheit schweifen. Schwarze Schatten huschten im Lichtkegel vorbei und griffen nach mir. Das Mondlicht, das durch die bodenlangen Fenster auf der linken Seite fiel, war selbst mithilfe der Taschenlampe nicht genug, um die Finsternis vollständig zu durchdringen.

Die Nacht hatte diesen Ort kaum verändert. Wenn überhaupt, dann waren die Flure der Schule jetzt sogar noch depressiver als tagsüber. Sie klafften wie gigantische Staubsaugerrohre vor mir auf und schienen mich mit jedem Schritt weiter in ihre Endlosigkeit hineinzuziehen. Da waren keine Möbel. Keine Pflanzen. Keine Deko. Nur jene kahlen Wände und die Fensterfront, die in den überwachsenen Garten des Altbaus zeigte.

»Toby?«

Keine Antwort. Dabei musste er mich doch eigentlich hören. Immerhin war er erst vor wenigen Augenblicken um die Ecke verschwunden, um einer, wie er es nannte, *verdächtigen Schwingung* nachzugehen.

Das war seine Idee gewesen, nicht meine. Mir wäre niemals ein guter Grund eingefallen, weshalb ich das Schulgebäude in meiner Freizeit freiwillig betreten sollte. Ich vergeudete sowieso schon einen Großteil meiner Zeit dort und zählte seit Langem die Tage bis zu meinem Abschluss. Aber Toby wäre nicht Toby gewesen, wenn er nicht so lange auf

mich eingeredet hätte, bis ich schließlich zu diesem irren Plan eingewilligt hatte.

»Sei kein Arsch«, murmelte ich und ließ den Camcorder in meiner Hand sinken. Hätte ich ihm nachrennen sollen? Vermutlich. Aber aus Erfahrung wusste ich, dass diese verdächtigen Schwingungen meist bloß einem Wackelkontakt im EMF-Meter – oder den Neuronen in Tobys Hirn – zuzuschreiben waren. Und zum Rennen war ich um zwei Uhr morgens zu müde.

Frustriert blieb ich stehen. Wann waren wir so tief gesunken, dass wir nicht einmal mehr vor Einbruch zurückschreckten? Anfangs hatte es ja Spaß gemacht, sich in einsturzgefährdete Gebäude zu schleichen und nachts auf gruseligen Friedhöfen herumzulungern. Aber das? Das war definitiv ein neuer Tiefpunkt. Selbst für uns.

Aus dem Augenwinkel entdeckte ich die Umrisse einer Gestalt. Der Schrei hatte sich schon halb meine Luftröhre hochgekämpft, als ich realisierte, dass es bloß mein eigenes Spiegelbild war, das sich in der Fensterscheibe abzeichnete. Meine Güte. Hatte ich mich von Tobys Geschwafel so beeindruckt lassen, dass ich paranoid wurde?

Ich verzog das Gesicht und die junge Frau im Fenster tat dasselbe. Ihre Haare waren so dunkel, dass sie mit dem Schwarz der Nacht verschwammen – zumindest bis auf die Spitzen, die in allen möglichen Farben des Regenbogens leuchteten. Ich war blass genug, dass ich wohl selbst gut als Geist hätte durchgehen können, und mein schwarzes ACDC-Shirt widerlegte diesen Eindruck wohl kaum. Ich streckte mir selbst die Zunge raus, bevor ich mich wieder in Bewegung setzte.

Von Toby fehlte nach wie vor jede Spur. Mein bester Freund musste hier irgendwo sein, aber das Gymnasium war viel zu groß und zu verwinkelt, um jeden einzelnen Raum abzusuchen. Also trottete ich müde in die Richtung, in der er vor ein paar Minuten verschwunden war, und blieb erst wieder stehen, als ich um die nächste Ecke gebogen war. Auch hier empfing mich nichts als gähnende Leere.

Ich hielt vor der Fensterfront inne, die den Blick in den überdachten Innenhof freigab, und musterte die feinen Verzierungen, die von der Kunstklasse ins Glas eingelassen worden waren. *Tiffany-Glas* nannten sie das. Es zog sich wie eine gläserne Mauer über das gesamte Stockwerk und hätte schön sein können, wenn die schrillen Farben und Muster die Scheibe nicht so überfüllt hätten, dass mir schwindlig davon wurde. An einer Stelle hatte jemand mit farbigen Filzstiften auf das Glas gezeichnet und einen unförmigen Fleck hinterlassen. Das war typisch. Die meisten Schüler am Gymnasium waren der Meinung, dass Sachbeschädigung ihren Coolness-Level steigerte. Aber vermutlich durfte sich das Mädchen, das mit ihrem besten Freund ins Schulgebäude eingebrochen war, nicht über Sachbeschädigung aufregen.

Ich zog mein Handy aus der Jeanstasche und wollte gerade den Flugmodus rausnehmen – Toby behauptete, dass die Strahlen die sensiblen Schwingungen des EMF-Meters verzerren würden –, als ich die Schritte hörte. Leise, tapsende Schritte in einem unregelmäßigen Rhythmus. Sie kamen direkt aus dem Flur, der rechts von mir abzweigte.

Ich klappte den Bildschirm des Camcorders auf und hob die Kamera hoch. Die Schritte verstummten plötzlich. gelangweilt warf ich einen Blick auf meine Armbanduhr. Die

Sekunden verstrichen, ohne dass irgendetwas geschah. Aus dem Flur neben mir ertönten leise Atemzüge.

Ich zuckte nicht einmal zusammen, als Toby schreiend um die Ecke sprang. Das Licht seiner Taschenlampe traf meine Augen und ich kniff geblendet meine Lider zusammen.

»Hal!« Mein bester Freund grinste von einem Ohr zum anderen. Nicht im übertragenen Sinne, sondern wortwörtlich. Ich kannte keinen Menschen mit einem breiteren Mund als Tobias Anderson. Seine lockigen Haare trotzten wie immer mutig der Schwerkraft und wippten auf und ab, während Toby aufgeregt von einem Bein aufs andere trat. »Du hast dich erschreckt«, stellte er, sichtlich zufrieden mit sich selbst, fest.

»Oh ja. Vermutlich hat man meine Schreie bis nach Amerika gehört«, antwortete ich.

»Komm schon. Mich kannst du nicht anlügen, Yu. Du wirst immer sarkastisch, wenn du nervös bist.«

Das stimmte allerdings. Sarkasmus war die Waffe der Unbewaffneten, sagte mein Vater immer.

»Natürlich bin ich nervös«, gab ich zu.

Tobys Augen begannen zu strahlen. »Wegen dem Geist?«

»Nein«, gab ich betont langsam zurück. »Weil wir gerade mitten in der Nacht in die Schule eingedrungen sind und uns wegen Einbruch strafbar machen.«

»Ach so.« Toby ließ seinen Blick durch den langen leeren Flur schweifen und zuckte anschließend mit den Schultern. »Ein Verbrechen ist nur eins, wenn es auch Zeugen dafür gibt, richtig?«

»Nein.«

»Na also«, ignorierte er meine Antwort, bevor er die Ta-

schenlampe hob und damit von unten sein Gesicht erhellte. Er beugte sich etwas nach vorne.

»Läuft die Kamera?«

Ich richtete den Camcorder aus, um das Gesicht meines besten Freundes aufs Bild zu kriegen, und nickte. »Kann losgehen.«

Toby räusperte sich, bevor er die Taschenlampe wie ein Mikrofon umklammerte und den Blick zur Kamera richtete. Seine blauen Augen verengten sich.

»Hallo *Ghozties*«, sagte er mit tiefer Stimme. Er bildete sich ein, das würde ihn seriöser erscheinen lassen. »Heute befinden wir uns an einem Ort, wo sich vor zweihundert Jahren Grausames ereignet hat.« Er räusperte sich erneut, um das stimmbruchbedingte Quietschen seiner Stimme zu überspielen, und schob sein Gesicht näher zur Kamera. »Hinter mir befinden sich die Flure des Altenstein Gymnasiums, dessen Fundament auf einem ehemaligen Hinrichtungsplatz errichtet wurde. Hier fand vor mehr als zweihundert Jahren eine der letzten Hexenverbrennungen Europas statt. Josephine Amstetter war eine jener unschuldigen Frauen, die hier einen qualvollen Tod fanden. Als die Flammen schon ihre Haare und ihre Kleider versengt hatten, verfluchte sie die Bevölkerung, sie nach ihrem Tod für alle Zeiten heimzusuchen. Ihr Blut klebt bis heute an den Wänden dieser Schule.«

Ich verdrehte die Augen. Jeder wusste, dass die Blutige Josephine nur ein blödes Märchen war, das sich die Schüler am Gymnasium erzählten, um sich gegenseitig Angst einzujagen. Nichts von all dem, was Toby gesagt hatte, war historisch korrekt – geschweige denn in irgendeiner Form bewiesen.

»Bis heute zieht Josephines ruheloser Geist durch die Schule und treibt regelmäßig Schüler in den Wahnsinn«, fuhr mein bester Freund unbeirrt fort. »Es wird behauptet, dass jeder, der ihr begegnet, am Morgen danach mit schwarzem Blut an den Händen erwachen wird. Doch wir wären nicht der größte Geisterjäger-Kanal auf YouTube, wenn wir uns davon abschrecken lassen würden.«

Der größte Geisterjäger-Kanal auf YouTube. Das war etwas, worauf Toby besonders stolz war. Der einzige Geisterjäger-Kanal in den Weiten des Internets wäre wohl die passendere Bezeichnung. Von den drei Abonnenten, die wir hatten, war einer meine Schwester und der andere ich selbst. Was unser Glück war, denn in jedem anderen Fall hätten wir einen ziemlichen Gehirnaussetzer haben müssen, um in die Schule einzubrechen und das Ganze auch noch ins Internet zu stellen.

»Ich weiß nicht, wie viel von dieser Legende tatsächlich wahr ist. Aber ich weiß, dass wir heute Nacht die Wahrheit aufdecken werden.« Toby machte mit seiner freien Hand eine Bewegung, ihm zu folgen. »Begeben wir uns in den Raum, der direkt über dem Zentrum der alten Scheiterhaufen errichtet wurde: die Schulcafeteria.« Er trat ein paar Schritte zurück, bevor er seine Stimme entlastete und in seine gewohnte Tonlage zurückkehrte. »Und *Cut*.«

Ich klappte den Bildschirm des Camcorders zu und ließ die Kamera sinken. Erschöpft fuhr ich mir mit dem Handrücken über die Augen. »Du willst das wirklich durchziehen, oder?«

»Der Preis des Erfolges sind Hingabe, harte Arbeit und unablässiger Einsatz für das, was man erreichen will«, antwortete Toby.

»Barack Obama?«, riet ich.

»Frank Wright.«

Ich lächelte müde. Toby und ich machten gerne ein Spiel daraus, bekannte Zitate zu erraten und zuzuordnen. Oder eher: Er zitierte und ich ordnete sie dem erstbesten Promi zu, der mir einfiel. Während Tobys Gedächtnis nämlich wie ein Schwamm funktionierte, der jede noch so unnötige Information in sich aufzog, war mein Kopf eher so was wie ein Nudelsieb.

»Weißt du«, sagte er, während wir gemeinsam den Flur entlanggingen, »ich glaube, mit diesem Video wird unser Kanal so richtig durchstarten.«

»Klar«, antwortete ich. »Vermutlich werden wir sogar zu einer Privataudienz bei der Queen eingeladen.«

»Ich meine es ernst, Yu. Ich habe das Gefühl, dass heute Abend etwas Großes passieren wird«, redete Toby unbeirrt weiter. Der Kegel seiner Taschenlampe tanzte beim Gehen an den Wänden auf und ab. »Unsere Leben werden sich für immer verändern. Wir werden endlich *cool* werden.«

Ich seufzte leise. Man hätte glauben können, dass ein Einbruch ins Schulgebäude genug war, um sogar jemanden wie Tobias Anderson verstummen zu lassen. Aber Fehlanzeige.

Obwohl ich überzeugt war, dass uns keiner folgte, warf ich sicherheitshalber einen Blick über die Schulter zurück. Ich wollte nicht zwei Jahre vor meinem Abschluss aus der Schule geworfen werden, weil ich mich von Tobys bescheuerter Idee hatte mitziehen lassen. Natürlich war da keiner. Nur die verzierten Fenster zum Innenhof mit dem seltsamen Fleck auf der rechten Seite.

Seltsam. Ich hätte schwören können, dass er zuvor noch auf der linken Seite gewesen war.

»Yu? Kommst du?«

Als ich bemerkte, dass ich stehen geblieben war, machte ich mich daran, wieder zu meinem besten Freund aufzuschließen.

Helles Mondlicht flutete durch die großen Fenster am Ende des Flurs und tauchte ihn in weißes Licht.

Wir befanden uns im Erdgeschoss. Die Stadt lag still und regungslos vor uns. Ich erkannte die Umrisse der Häuserreihen, die fast alle im Dunkeln versunken waren, die Zinnen der Museggtürme und irgendwo in der Ferne das glatte Schwarz des Sees. Es war ein schöner Anblick. Keine Menschen. Kein Lärm. Nur Finsternis und Stille.

Selbst Toby schien es ausnahmsweise mal die Sprache verschlagen zu haben, denn auf dem Weg in Richtung der Cafeteria sagte er kein einziges Wort. Wir hatten den Eingang schon fast erreicht, als ich innehielt.

»Warte«, flüsterte ich und hielt Toby mit einer Hand an der Jacke fest. Er drehte sich stirnrunzelnd zu mir um.

»Was?«

»Psst. Da kommt jemand.«

Er sah mich an. Es war einer dieser Blicke, der in wenigen Sekunden genau das ausdrückte, was mit Worten Minuten gedauert hätte. Nach fast sechzehn Jahren kannte ich Toby gut genug, um zu wissen, was in diesem Moment in ihm vorging.

Wir müssen uns verstecken, sagte er mit den Augen.

Ich schüttelte den Kopf. *Zu laut*, formte ich die Worte mit meinen Lippen.

Toby schürzte die Lippen und begann mit den Armen zu wedeln. Ich schüttelte weiter beharrlich den Kopf. Wenn wir

uns jetzt bewegten, würden wir nur auf uns aufmerksam machen.

Ich schaltete die Taschenlampe aus, die ich in der ganzen Hektik völlig vergessen hatte. Die Schritte kamen näher. Dem Geräusch nach zu urteilen mussten sie sich irgendwo im Flur befinden, der in unseren abzweigte.

Ich umklammerte Tobys Handgelenk und zog ihn ein Stück in die Schatten. Er stieß einen leisen Fluch aus und ließ die Taschenlampe fallen. Das laute Klirren von Glas hallte durch den Gang.

Dieses Mal brauchte ich keine Worte, um Toby wissen zu lassen, was in mir vorging. Er hob abwehrend die Arme. »Du hast mich erschreckt«, raunte er. »Deine Hände waren so kalt.«

»Meine Hände sind immer kalt.«

»Ich wusste ja nicht, dass es deine Hände sind. Es hätte genauso gut die Blutige Josephine sein können.«

Ich kam nicht dazu, ihm zu erklären, wie bescheuert das war, als ich realisierte, wie still es auf einmal geworden war. Die Schritte waren verstummt.

Toby wies mit dem Kinn in Richtung des Treppenhauses und gestikulierte mit seinen Armen, bevor er mich auffordernd ansah. Ich nickte und mein bester Freund tat es mir gleich. Er zählte stumm bis drei, dann rannten wir.

Unsere Schritte hallten an den leeren Wänden des Gymnasiums wider. Mein bester Freund fiel bereits nach wenigen Metern zurück. Sein Keuchen hörte sich an wie der alte Teekoher, den Papa immer benutzte. Er hatte keine Atemprobleme oder irgendetwas in der Art. Er hatte lediglich das Pech, dass er nicht nur die unsportlichen Gene seiner Mutter ge-

erbt hatte, sondern auch noch den Bewegungsdrang eines Zweifingerfaultiers besaß.

Wir bogen in den Flur ein, der zurück zum Innenhof führte. Das Licht auf der anderen Seite der Glasscheibe erhellte die verzierte Fensterfront und dort, wo sich die Strahlen brachen, warf es farbige Streifen auf den Boden. Ich hielt in meiner Bewegung inne und drehte mich zu Toby um, der sich an einer der Säulen, die in die Wand des Ganges eingelassen war, abstützte und atemlos nach Luft rang.

»Komm schon«, drängte ich. »Wir müssen hier weg.«

Sein Gesicht war hochrot angelaufen. Tobys Augen weiteten sich, als er irgendetwas hinter mir fixierte. Ich drehte mich um, nur um einen breiten Schatten über mir thronen zu sehen.

Hausmeister Meister – ja, das war tatsächlich sein Name – hatte die Arme vor seiner beeindruckend muskulösen Brust verschränkt und funkelte uns mit den Augen eines Disney-Bösewichts an.

»Yukiko«, quittierte er meine Anwesenheit, bevor er sich meinem besten Freund zuwandte. »Tobias.«

»Guten Abend, Herr Meister«, brachte dieser zwischen zwei Atemzügen hervor.

»Darf ich fragen, was ihr beide um diese Zeit hier zu suchen habt?«

»Wir, ähm ... nun, wir lernen«, antwortete Toby. Ich presste die Lippen aufeinander. Wenn er nur halb so gut im Lügen gewesen wäre wie im Zitieren, hätten wir uns in den letzten Monaten viele Stunden Nachsitzen sparen können.

»Lernen«, wiederholte Hausmeister Meister.

»Wir lernen gerade, uns, äh ... besser zu organisieren«, ver-

suchte mein bester Freund, sich irgendwie aus der Situation zu winden.

»Toby hat seine Mathe-Aufgaben im Klassenzimmer vergessen und da wir morgen einen wichtigen Test schreiben, wollten wir sie rasch holen gehen«, übernahm ich das Wort. Toby warf mir einen vielsagenden Blick zu, hielt jedoch die Klappe.

»Natürlich«, erwiderte der Hausmeister. Der Sarkasmus tropfte regelrecht von seiner Zunge. »Was man um zwei Uhr morgens als verantwortungsvolle und pflichtbewusste Musterschüler eben so tut.«

Toby nickte überzeugt. »Ganz genau.«

Der Hausmeister brummelte etwas Unverständliches unter seinem Bart hervor. »Die Sicherheitsfirma hat mir vor einer Stunde wegen eines Alarms an der Schule Bescheid gegeben«, erklärte er. »Ich nehme an, ihr wisst nichts davon?«

»Nada«, meinte mein bester Freund achselzuckend. »Absolut nichts.«

»Und dass ihr in den letzten Tagen verdächtig vor meinem Büro herumgeschlichen seid, das hat wohl auch nichts damit zu tun, oder?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Meister kratzte sich seufzend am Kopf. »Hört zu: Ich kann euch beide gut leiden. Das ist auch der Grund, weshalb ich euch nicht schon längst die Polizei auf den Hals gehetzt habe. Ihr seid jung. Ihr wollt ein wenig rebellieren, euch nicht alles einfach gefallen lassen, euren Lehrern auch mal widersprechen.« Aus dem Augenwinkel sah er zu mir hinüber. Es war offensichtlich, dass dieser letzte Satz an mich gerichtet war. »Das verstehe ich. Das ist auch in Ordnung. Aber Einbruch?

Das geht definitiv zu weit. Es gibt Regeln – und es gibt Gesetze. Die Regeln dieser Schule sind von unserer Direktorin und den Lehrern zusammengestellt worden. Unser Strafgesetzbuch hingegen ...«

Er redete noch weiter, aber seine Worte verhallten in meinem Kopf wie ein leiser werdendes Echo. Stille nahm mich ein und ein dumpfes Vibrieren füllte meinen Gehörgang aus. Ich ließ meinen Blick zur Quelle des Geräusches schweifen. Hinter der bunten Glasfront beim Innenhof bewegte sich etwas. Ein dunkler Fleck, ähnlich wie derjenige, den ich bereits von oben gesehen hatte. Nur dass dieser hier kein Fleck war, sondern ein Schatten.

Wir waren nicht allein.

Mein Herz sank in meinen Magen. Durch die gemusterten Scheiben konnte ich die Gestalt nicht genau ausmachen, aber die Art, wie sie sich bewegte, war elegant und raubtierhaft zugleich. Es war unnatürlich. Vielmehr sah es aus wie die perfekte 3D-Animation einer Gehbewegung, wo jeder Schritt fließend in den nächsten überging. Zu perfekt. Zu makellos. Der Schatten hatte keine wirklichen Konturen, sondern lediglich Ränder, die außen verblassten, und er war von einem hellen Schimmer umgeben.

Ich konnte nicht anders, als die Gestalt anzustarren. Fast gleichzeitig, als spürte sie meinen Blick auf ihrem Körper, hielt sie in ihrer Bewegung inne. Sie schien mich durch die Scheibe anzustarren, obwohl ich ihre Augen nicht ausmachen konnte.

Noch bevor ich überhaupt Zeit hatte zu realisieren, was geschah, ging ein brennender Schmerz durch meine rechte Handinnenfläche. Das Vibrieren verstummte und die Geräu-

sche von eben prasselten mit unerwarteter Lautstärke auf mich ein. Ich machte einen Schritt zurück und presste mit dem Daumen der anderen Hand auf die Narbe, die sich in Form von zwei gekreuzten Linien über meine Handfläche erstreckte. Zwei dünne, weiße Striche auf meiner Haut, die mich jeden Tag daran erinnerten, dass ich niemals normal sein würde.

»Yu? Bist du okay?«

Toby zog besorgt die Stirn zusammen. Der Hausmeister hatte aufgehört zu reden.

»Sorry«, murmelte ich. »Ich bin nur etwas müde.«

Das Brennen auf meiner Handfläche verwandelte sich in ein sanftes Kribbeln. Ich ballte die Hand zur Faust und atmete durch.

»Gutes Stichwort«, meinte Meister. »Dann fahre ich euch jetzt mal nach Hause und anschließend können wir diese Sache direkt mit euren Eltern besprechen.«

»Was?« Tobys Gesichtszüge entglitten. »Bitte zwingen Sie mich nicht dazu, nach Hause zu gehen. Meine Mutter wird mich umbringen, wenn sie das erfährt.«

Während die beiden in eine Diskussion verfielen, drehte ich den Kopf erneut in Richtung der Glasscheiben. Doch der Schatten war verschwunden.

»Rühreier oder Spiegeleier?«

Mein Vater stand mit dem Rücken zu mir am Herd, als ich die Küche betrat. Der Geruch von gebratenem Speck und warmem Öl stieg mir in die Nase. Feiner Dunst hing über dem Tisch und verflüchtigte sich durch das offene Fenster, das zur Straßenseite zeigte.

Ich schloss die Tür hinter mir und tapste barfuß über die Fliesen. Vorsichtig zog ich einen Stuhl heran, ließ mich aber nicht darauf nieder, auch wenn sich die Müdigkeit wie Beton in meinem Körper festgesetzt hatte.

Es war mir ein Rätsel, wie Papa das Kochen noch nicht leid geworden war. Eine meiner ersten Erinnerungen überhaupt war von einem Sonntagmorgen, als ich mich als kleines Mädchen aus meinem Bett geschlichen und Papa dabei erwischt hatte, wie er heimlich für Mama Pfannkuchen gemacht hatte.

Auch nach all den Jahren liebte er es, uns Frühstück zu machen. Während er als Koch in einem der Fünf-Stern-Hotels an der Seepromenade seine Kreativität und sein Geschick ausleben durfte, konnte er zu Hause die simplen Seiten des Kochens zelebrieren. So hatte er es mir zumindest mal erklärt.

»Da ist wohl jemand auf der falschen Seite des Betts aufgestanden«, kommentierte mein Vater mein Schweigen auf Japanisch. Trotz des Brutzeln der Pfannen konnte ich das Schmunzeln in seiner Stimme heraushören. »Also: Rühreier oder Spiegeleier?«

»Ich bin nicht wirklich hungrig«, gab ich zu.

»Natürlich bist du das«, erwiderte Papa unbeirrt. »Ich weiß doch, dass Speck und Eier dein Lieblingsfrühstück sind.«

Ich verzog das Gesicht. Genau das war das Problem. Er hatte sich diesen ganzen Aufwand gemacht, um mir Frühstück zu machen, obwohl er keinen Bissen davon essen würde. Falls das irgendein Trick war, um mein schlechtes Gewissen noch zu verstärken, funktionierte er auf jeden Fall.

»Ich kann dir auch gerne noch ein Omelett machen«, fuhr mein Vater fort.

»Hör auf damit«, murmelte ich.

»Ich finde, das ist ein berechtigter Vorschlag. Immerhin kann ich nicht zulassen, dass meine Tochter mit leerem Magen zur Schule geht.«

»Du weißt, dass ich das nicht meine.«

Endlich drehte sich mein Vater zu mir um und zog fragend die Brauen hoch. Seine dunklen Haare grauten am Ansatz bereits und wenn er lächelte, vertieften sich die Falten in seinem Gesicht.

»Das alles«, erklärte ich und machte eine ausschweifende Armbewegung, welche ihn und die gesamte Küche mit einbezog. »Du bist gestern Nacht um drei Uhr morgens aus dem Bett gerissen worden, weil deine Tochter in die Schule eingebrochen ist – und nun stehst du hier und brätst mir Eier? Das ist nicht normal.«

»Wer sagt denn, dass wir eine normale Familie sind?«, erwiderte mein Vater lächelnd, bevor er sich wieder dem Herd zuwandte. »Setz dich. Ich bin gleich fertig.«

Ich stieß leise Luft aus, bevor ich mich auf den Stuhl sinken ließ.

»Du könntest mir Hausarrest verordnen.«

»Das könnte ich«, stimmte er mir zu.

»Oder Konsolen-Verbot.«

»Du willst, dass ich dir Konsolen-Verbot gebe?«

»Ja«, antwortete ich und hielt kurz inne. »Nein. Ich meine, ich will nur, dass du wütend bist. Oder wenigstens enttäuscht. Nicht so, als wäre nichts passiert gestern Nacht.«

Mein Vater drehte sich mit der Pfanne um und kippte den Speck und das Rührei auf einen Teller. Anschließend nahm er zwei kleine Schüsseln aus dem Küchenschrank und schöpfte den restlichen Reis von gestern aus dem Reiskocher hinein. Während er eine der Schüsseln gemeinsam mit meinem Teller auf dem Küchentisch platzierte, stellte er die andere auf den kleinen Beistelltisch im angrenzenden Flur. Ein gerahmtes Foto von Oma, die letztes Jahr gestorben war, stand da drauf, gemeinsam mit der Halterung für die Räucherstäbchen. Es war ein Altar zur Erinnerung – nicht ganz so prächtig und schmuckvoll wie diejenigen, die ich in einigen Häusern in Japan schon gesehen hatte, aber für Papa mindestens so wertvoll.

Mein Vater setzte sich zu mir an den Tisch und öffnete ein kleines Säckchen mit hellem Pulver, das er sich über den Reis streute. Auch wenn er seit bald zwanzig Jahren in Europa lebte, bevorzugte er das traditionelle japanische Frühstück.

»Guten Appetit«, wünschte er mir, legte seine Hände kurz aufeinander und begann dann zu essen. Ich sah auf meinen Teller. Mein Magen zog sich beim Anblick der Eier und des Specks hungrig zusammen.

»Papa? Können wir darüber reden, was gestern Nacht geschehen ist?«

Mein Vater sah von seiner Schüssel auf.

»Wie kannst du nach allem, was passiert ist, so ruhig bleiben?«, wollte ich wissen, bevor er antworten konnte. »Ich bin mir sicher, Tobys Mom hat ihn zu so viel Hausarrest verdonnert, dass er sein Zimmer wohl nie mehr verlassen wird, bis er volljährig ist.«

Papa hielt in seiner Bewegung inne und ließ die Stäbchen sinken. »Bin ich enttäuscht wegen dem, was gestern geschehen ist? Klar«, meinte er. »Bin ich überrascht? Nicht wirklich.« Mit einem sanften Grinsen auf den Lippen wies er auf die regenbogenfarbigen Spitzen meiner Haare. »Spätestens seit denen hätte mir klar sein sollen, dass du ein rebellisches Naturell hast.«

Ich verdrehte die Augen. »Ein Ombré ist nicht rebellisch, Papa.«

»Teenager rebellieren bloß so lange, wie sie auf Widerstand treffen. Das habe ich in diesem neuen Elternratgeber gelesen. Wenn man ihnen Freiraum lässt und sie nicht aufhält, dann gehen ihnen irgendwann die Dinge aus, gegen die sie rebellieren könnten. Das ist so was wie umgekehrte Psychologie«, erklärte mein Vater. »Also sehe ich momentan keinen Sinn darin, wütend auf dich zu sein.«

»Das ist genau der Punkt«, beharrte ich. »Du solltest wütend sein. Ich habe Mist gebaut.«

»Weil du frustriert warst. Du hast geschrien, aber niemand hat dich gehört. Ich war so mit der Arbeit beschäftigt, dass ich gar nicht gemerkt habe, wie es dir geht. Also hast du etwas getan, von dem du sicher warst, dass es meine Aufmerksamkeit erregen würde.«

Ich schnaubte. »Lass mich raten: Das hast du auch in diesem supertollen Ratgeber gelesen, was?«

»Ich habe ihn kürzlich aus der Bibliothek ausgeliehen.«
Mein Vater nickte und nahm sich noch etwas vom Reis.
»Teenager – Eltern: ein Wörterbuch zur Verständigung während des hormonellen Umschwungs.«

»Oh Gott«, stöhnte ich.

»Die geben wirklich gute Ratschläge. Zum Beispiel, dass jede Eskalation ein Zeichen für ein tiefer gehendes Problem ist.«

»Der Einbruch war kein Zeichen für irgendwas«, versuchte ich meinen Vater zur Vernunft zu bringen. Ich war mir nicht sicher, ob ich ihm erklären sollte, weshalb Toby und ich wirklich in die Schule eingedrungen waren. Irgendwie bezweifelte ich, dass er mir nach der Geschichte mit der Blutigen Josephine abgekauft hätte, dass ich wirklich keine tiefergehenden Probleme hatte.

Mein Vater platzierte seine Essstäbchen auf dem Rand der Reisschüssel und sah mich hinter staubigen Brillengläsern an. Ich hasste diesen Blick. Ich wusste, dass Papa seit der Scheidung krampfhaft versuchte, alles richtig zu machen, was mich und meine Schwester anging. Darum auch die Ratgeber und die Elternkurse und die langen Telefonate mit Tante Aki. Er fürchtete sich so sehr davor, denselben Fehler wie Mama zu machen, dass er dabei völlig vergaß, dass er kein Psychologe oder Therapeut sein musste – sondern einfach ein Vater.

»Ich weiß, dass das alles im Moment nicht ganz einfach ist«, setzte er an. »Immerhin ist es bald zehn Jahre her, seit ...«

Er ließ den Satz wortlos ausklingen.

Seit deine Schwester und du entführt wurdet. Das hatte er sa-

gen wollen, aber nicht über die Lippen gebracht. *Seit dieser Mann das Leben unserer Familie zerstört hat.*

Ich zog die Brauen zusammen. »Du glaubst, dass ich deswegen rebelliere?«

»Das wäre eine Erklärung, ja.«

»Mir geht's gut, Papa«, versicherte ich ihm. »Ich habe in letzter Zeit nie auch nur an den Jahrestag gedacht.« Das war nicht gelogen. Wäre es nach mir gegangen, dann wäre dieser Tag nicht einmal im Kalender aufgetaucht. Er war so was wie mein eigener 29. Februar: ein notwendiges Übel, das immer wieder mal auftauchte, nur um dann für eine gefühlte Ewigkeit aus meinem Leben zu verschwinden.

»Bist du sicher, dass du nicht darüber reden willst?« Ich sah meinen Vater an. »Es ist ein einziger Tag«, relativierte ich achselzuckend. »Ich werd's schon überstehen. Wieso müssen wir überhaupt so ein Theater daraus machen? Genau genommen ist es doch ein Tag wie jeder andere auch.«

Die Sorgenfalten in Papas Gesicht vertieften sich bei meinen Worten nur noch weiter. »Du kannst dich dem, was damals geschehen ist, nicht stellen, indem du es ignorierst. Früher oder später wird es dich irgendwann einholen.«

»Ich bin okay«, wiederholte ich. »Wirklich. Wieso sollte ich mir Gedanken machen über Dinge, die ich sowieso nicht ändern kann? Das ist alles längst vorbei für mich.«

Mein Vater antwortete nicht, doch seine Augen verrieten klar und deutlich, dass er mir nicht glaubte. Und um ganz ehrlich zu sein, wusste ich nicht, ob ich das überhaupt selbst tat.

*

Ich wartete mit dem Fahrrad bei der Straße vor unserem Haus, aber Toby tauchte nicht auf. Er hatte auf keine meiner SMS reagiert – weder auf die von gestern Nacht noch die von heute Morgen. Natürlich hätte ich auch bei ihm klingeln können – sein Haus befand sich nur ein paar Meter die Straße runter –, aber das hätte bedeutet, Margret Anderson gegenüberzutreten zu müssen. Tobys Mutter war der Meinung, dass ich einen schlechten Einfluss auf ihren Sohn hatte, und dieser Eindruck war durch die Ereignisse gestern Nacht wohl nicht gerade dementiert worden.

Nachdem ich mir eine Viertelstunde lang die Beine in den Bauch gestanden hatte, schwang ich mich schließlich auf mein Fahrrad und fuhr los.

Die Häuserreihen zogen an mir vorbei, während ich den Hügel hinauffuhr, und im Hintergrund blitzten zwischen den Dächern immer wieder die Spitzen der Museggtürme auf. Obwohl der September bald vorbei war, war es überraschend warm heute.

Ich erreichte die Schule ein paar Minuten vor Beginn der ersten Stunde. Toby war nach wie vor nirgends zu entdecken, aber da er sowieso andere Kurse belegte als ich, war das nicht wirklich ungewöhnlich. Ich hoffte nur, dass er nicht wieder dabei war, etwas Unüberlegtes zu tun, auch wenn ich wusste, wie naiv dieser Gedanke war. Den+ Tag, an dem Tobias Anderson etwas halbwegs Vernünftiges tat, würde ich wohl nie erleben.

Die erste Stunde nach der Mittagspause war bereits angebrochen, als mein bester Freund endlich in der Schule erschien.

Er sah genauso aus, wie ich mich gerade fühlte: als wäre er

von einem Lastwagen überfahren worden. Seine braunen Haare standen in alle Richtungen ab und sein sowieso schon blasses Gesicht hatte die Farbe von Papier angenommen. Er stürmte beim zweiten Klingeln durch die Tür und ließ sich an seinem Pult in der letzten Reihe nieder. Ich warf ihm beim Vorbeigehen einen fragenden Blick zu, doch er schüttelte den Kopf: *Später, Yu.*

*

»Laubrechen«, sagte Hausmeister Meister, als Toby und ich nach der letzten Stunde auf dem Pausenhof standen, »ist eine Kunst.« Er streckte seine Harke in die Luft, als wäre sie Excalibur, das er soeben aus dem sagenumwobenen Stein gezogen hatte. »Jede Bewegung bringt euren Verstand mehr und mehr zur Ruhe. Es ist eine Art Mediation – für euren Körper und für euren Geist.« Sein Blick blieb an mir hängen. »Gibt es bei euch in China nicht auch diese Steingärten, in denen man harken kann?«

»Meine Familie kommt aus Japan«, antwortete ich. »Nicht aus China.«

»Ja, aber du kennst dich doch bestimmt aus. Du bist immerhin Asiatin.«

Ein leises Schnaufen entglitt meinen Lippen. Mama stammte aus Deutschland und ich war nicht einmal in Japan geboren worden. Mal ganz abgesehen davon, dass Asien ein riesiger diverser Kontinent war und kein Land.

»Würden Sie etwa behaupten, dass Schweden und Italiener dieselbe Kultur teilen?«

»Was?«

»Na, sie sind immerhin beide Europäer.«

Meister zog seine buschigen Brauen zusammen und musterte mich. Man konnte regelrecht dabei zusehen, wie es in seinem Kopf zu rattern begann.

»Nun, wie auch immer«, fuhr er schließlich fort. »Ihr solltet das hier nicht als Strafe ansehen, sondern als Möglichkeit, eure Gedanken in ruhigere Bahnen zu lenken. Ihr seid die Blätter im Wind. Ihr seid das Laub, das seinen Platz finden muss.«

Toby sah zu mir hinüber. Ein Grinsen zupfte an seinen Mundwinkeln, doch er hielt die Klappe. Auch wenn unser Hausmeister sich kleidete und redete wie ein Hippie, der nie von seinem Trip runtergekommen war, hatten wir es ihm zu verdanken, dass wir nach dieser ganzen Einbruchsache mit ein wenig Laubrechen und ein paar Stunden Nachsitzen davonkamen.

»An die Arbeit mit euch«, forderte Meister uns auf, nachdem er seinen Monolog beendet hatte. »Das Laub recht sich nicht von selbst.«

Wir harkten ein paar Minuten in völliger Stille, bis unser Hausmeister sich schließlich in die Kaffeepause verabschiedete. Inzwischen waren die meisten Schüler bereits nach Hause gegangen, was uns die schadenfreudigen Blicke und Kommentare ersparte.

»Yu?«, ergriff Toby das Wort, kaum hatten wir den Pausenhof für uns.

»Hm?«

»Ich glaube, Meister hat recht.«

Er hielt in seiner Bewegung inne und begutachtete seine Harke. Gedankenverloren hob er sie und fuhr mit den Fin-

gern über ihre Zacken. »Sieh sie dir an. Ihre glatte Schönheit. Ihre passende Form. Sie ist mehr als ein Werkzeug. Sie ist Kunst, Yu. Jede ihrer Bewegungen ist ein Wasserfall aus Inspiration und Perfektion.«

Ich zog die Brauen hoch. »Wenn du so weitermachst, beginnst du noch zu sabbern.«

»Ich meine es ernst. Es ergibt jetzt alles Sinn, verstehst du?« Toby umklammerte die Harke und drehte sich einmal um die eigene Achse. Dann führte er das Werkzeug, als wäre es seine Partnerin bei einem Walzer. »Wir sind füreinander bestimmt. Ich bin das Laub, das von ihr gerecht werden muss. Ich bin nichts Weiteres als ein Blatt im Sturm unserer Liebe.«

»Wohl eher eine schwache Brise«, kommentierte ich seine Vorführung. Manchmal fragte ich mich, welchem launischen Tobsuchtsanfall des Schicksals wir es zu verdanken hatten, dass wir Freunde geworden waren.

Toby erstarrte inmitten eines Tanzschrittes und blinzelte. Das sanfte Grinsen, das bei Meisters Erklärung auf seinen Lippen zu erkennen gewesen war, wurde breiter.

»Bist du etwa eifersüchtig auf unsere immerwährende Romanze?«

»Eigentlich macht mir viel eher die Tatsache Sorgen, dass eine Laubharke bessere Dancemoves draufhat als mein bester Freund«, zog ich ihn auf.

Tobys Kiefer sackte empört nach unten. »Wie kannst du es wagen.« Mit einer dramatischen Bewegung ließ er die Harke fallen. »Sorry, Liebling«, flüsterte er dem Werkzeug zu.

Ich zog die Brauen hoch. Er verhielt sich seltsam. Oder zumindest seltsamer als normalerweise. Das wäre der richtige

Ausdruck gewesen. Normal passte zu Toby etwa so gut wie Blümchenleggings zu Ozzy Osbourne.

»Bist du sicher, dass es dir gut geht?«

»Ehrlich gesagt ging es mir noch nie besser.« Er ließ seine Harke ungeachtet im Gras liegen und trat ein paar Schritte näher zu mir heran. »Ich habe eine neue Spur«, flüsterte er.

Er brauchte es nicht einmal auszusprechen – ich wusste bereits, wovon er redete. Bei solchen Dingen war ich wie eine Antenne, die seine wahnwitzigen Ideen empfangt, bevor er sie mir überhaupt erzählte.

»Du willst wieder in die Schule einbrechen.«

»Wir wurden gestern unterbrochen, Yu. Die Blutige Josephine ist immer noch da draußen.«

»Die Blutige Josephine ist nicht real.«

»Natürlich ist sie das. Ich habe sogar Beweise.«

»Beweise?«

Toby nickte aufgeregt, bevor er in seine Jackentasche griff und sein Handy hervorzog. »Ich habe den ganzen Morgen damit verbracht, das Videomaterial von gestern zu sichten.«

»Darum bist du also zu spät zur Schule gekommen.«

»Schule ist irrelevant, wenn man gerade eine Entdeckung gemacht hat, welche die Geschichte der Menschheit für immer verändern könnte«, winkte Toby rasch ab. Er klickte auf ein Video auf seinem Handy und reichte es mir. »Schau.«

Ich ließ die Harke zu Boden fallen, nahm das Handy entgegen und drückte auf Play. Zu sehen war eine verwackelte Aufnahme aus dem Flur in der Nähe des Innenhofs, wo wir erwischt worden waren. Ich musste wohl vergessen haben, den Camcorder auszuschalten. Im Hintergrund hörte ich die

Stimme von Hausmeister Meister, der uns gerade erklärte, dass er uns nach Hause bringen würde.

Fragend sah ich vom Video auf. »Und was soll das genau beweisen?«

»Mann, bist du ungeduldig!« Toby tippte auf das Display und spulte ein paar Sekunden vor. »Da. Hinter dem Fenster.«

Ich kniff die Augen enger zusammen, um zwischen den Pixeln auf dem Bildschirm etwas ausmachen zu können. Zuerst war da gar nichts. Erst nach ein paar Sekunden bemerkte ich den Schatten, der sich hinter dem Buntglasfenster beim Innenhof bewegte.

Derselbe Schatten, den ich gestern Nacht bereits gesehen hatte. Ich erstarrte.

Es war dieselbe Szene wie in meiner Erinnerung. Ein Schatten, der von einem hellen Schimmer umgeben war und durch den Innenhof streifte, bevor er innehielt und sich langsam in meine Richtung umdrehte. Gänsehaut breitete sich auf meinen Armen aus. Obwohl ich die Augen nicht erkennen konnte, wurde ich das ungute Gefühl nicht los, dass sie direkt durch mich hindurchzublicken schienen.

Verdammt. Ich hatte mir eingeredet, mir das alles nur eingebildet zu haben. Normalerweise war ich gut darin, so zu tun, als wären bestimmte Dinge nie geschehen. Aber diese Taktik funktionierte nur so lange, bis einen die Wahrheit wie eine klatschende Ohrfeige ins Gesicht traf.

Ich stoppte das Video mit zitternden Fingern. Tobys strahlendes Gesicht schob sich in mein Sichtfeld.

»Das ist sie«, erklärte er in einer Tonlage, als hätte er im Lotto gewonnen. »Das ist die Blutige Josephine.«

»Sei nicht albern.« Die Narbe auf meiner Handfläche be-

gann schmerzhaft zu brennen. »Das könnte genauso gut ein Lichteffekt sein.«

»Ein Lichteffekt? Ernsthaft, Yu?« Toby nahm sein Handy zurück. »Ist dir klar, was das bedeutet? Dieses Video ist der Beweis, dass das Übernatürliche existiert. Das ist es, worauf wir mit GHOZTED das ganze letzte Jahr hingearbeitet haben.«

»Worauf du das ganze letzte Jahr hingearbeitet hast«, bemerkte ich. Der Kanal war Tobys Baby, seine Leidenschaft. Er hatte es sich fest in den Kopf gesetzt, der ganzen Welt zu beweisen, dass er recht hatte – ganz egal, welche Sprüche und Kommentare er dabei täglich in der Schule über sich ergehen lassen musste. Ich hatte mich von Anfang an mehr widerwillig als freiwillig mitreißen lassen, weil ... nun, weil Toby eben mein bester Freund war. Wäre die Situation umgekehrt gewesen, hätte er dasselbe für mich getan.

»Begreifst du denn nicht, wie abgefahren das ist? Dieses Video stellt alles infrage, woran wir je geglaubt haben«, ereiferte sich Toby, ohne auf meinen Kommentar einzugehen. »Das Übernatürliche ist real – und wir werden die Ersten sein, die es beweisen können.«

»Klar. Wenn wir Glück haben, werden sie sogar eine Straße nach uns benennen«, spottete ich.

Tobys Augen weiteten sich. »Das wäre total abgefahren, oder?«

Ich stöhnte leise auf. Während ich mich manchmal fühlte, als würde alles, was ich empfinden sollte, von einem großen schwarzen Loch in meinem Inneren verschluckt werden, war Toby ein sprühender Brunnen aus Euphorie und Tatendrang. Er konnte sich für alles begeistern: Algebra, klassische Litera-

tur, Star Wars-Fanartikel, die Fortpflanzungsrituale von Ameisen – ja, wirklich – und eben auch das Übernatürliche.

Aber das hier war anders. Das war mehr als nur Begeisterungsfähigkeit. Toby war absolut besessen vom Gedanken, dass das Übernatürliche existierte. Er hatte Hunderte von dubiosen Sachbüchern und Websites über dieses Thema gelesen. Er kannte jede Doku-Serie über Geister und Gespenster, die je im Fernsehen ausgestrahlt worden war. Seit Jahren klammerte er sich an die Hoffnung, dass mehr auf dieser Welt existierte, als wir mit bloßem Auge wahrnehmen konnten. Dass es mehr gab als das *schnarchlangweilige* – seine Worte – Leben, das Toby gerade führte. Er war ein elfjähriger Junge im Körper eines Sechzehnjährigen, der immer noch auf seinen Brief aus Hogwarts wartete.

Mein bester Freund sah mich erwartungsvoll an.

»Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist«, gab ich schließlich zu.

»Ach, komm schon. Wir müssen nur noch ein Mal zurück. Ein einziges Mal. Ich verspreche dir, wenn wir nichts finden, dann nerve ich dich nie wieder wegen dieser ganzen Sache.«

»Wir können nicht wieder in die Schule einbrechen«, beharrte ich mit gedämpfter Stimme.

Als hätte er nur auf diesen Satz gewartet, griff Toby grinzend in seine Jackentasche und zog einen Schlüsselbund hervor. »Müssen wir auch nicht, wenn wir das hier haben.«

Ich verschränkte die Arme. »Wo hast du das her?«

»Meister hat es mir ausgeliehen«, erklärte Toby. »Nicht ganz freiwillig zwar, aber ...«

Ich fluchte. »Verdammt, Toby. Wenn er merkt, dass sein Schlüssel weg ist –«